Ein Gelegenheitsgedicht C. F. Meyers

Autor(en): **Meyer, C.F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750965

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

für wahrscheinlich, dass ihm in den Werken dieses Schriftstellers und anderer Autoren französischer Zunge zuerst gewisse stilistische Vorzüge entgegengetreten seien, die er später sich selbst anzueignen trachtete. Wir wiederholen: Der Unterschied zwischen Meyer und Mérimée ist sehr bedeutend, so bedeutend er sein kann zwischen einem skeptischen Gesellschaftsmenschen französischer Prägung und einem von den Ideen früherer Jahrhunderte beeinflussten, von der erhabenen Kunst vergangener Zeiten genährten deutschen Grübler, der allen Lebenserfahrungen zum Trotz an menschliche Grösse glaubt. Mérimées Erzählungen sind farbige Skizzen von ausserordentlicher Schärfe des Umrisses, von unerhörter Lebenswahrheit. Meyers spätere Novellen sind Freskogemälde von bewunderungswürdiger Komposition und von den schönsten Verhältnissen. Der Beschauer ist entzückt von der Grösse des Faltenwurfs, von der, wenn nicht stets ganz freien, so doch immer königlichen Haltung der Figuren; er versinkt in staunendes Nachdenken, wenn sein Blick da und dort auf ein Antlitz fällt, das lebensvoll und rätselhaft zugleich, mit weit geöffneten Augen die Ferne sucht.

AARAU. DR HANS KAESLIN.

□□□

EIN GELEGENHEITSGEDICHT C. F. MEYERS

C. F. Meyers Art, seine Werke langsam reifen zu lassen, brachte es mit sich, dass er selten Gelegenheitsgedichte verfasste. Immerhin enthält eines davon ein paar wundervolle Strophen, die wohl verdienen, besser bekannt zu werden.

Es verdankt sein Leben folgendem Umstande: Als Ignaz Heim, der volkstümliche Chorkomponist, am 3. Dezember 1880 starb, wandte sich Herr Leonhard Steiner, der damalige Präsident des Männerchors Zürich, mit der Bitte an den Dichter, einen poetischen Epilog zu einer geplanten Gedächtnisfeier zu verfassen. Er erhielt folgende Antwort:

Kilchberg bei Zürich, 17. Februar 1881.

Geehrter Herr!

Ich gestehe, dass mich Ihre Anfrage überrascht hat, da ich bis zur Stunde auf diesem Boden wenig heimisch gewesen bin; auch sage ich mir,

dass das löbl. Festkomitee mit Leichtigkeit in seinem eigenen Kreise einen vorzüglichen Festdichter gefunden hätte. Doch ich will nicht insistieren, da dies einer Ausrede gliche und eine Aufgabe nicht ablehnen, welche mich an einem patriotischen Akte beteiligt.

Raum aber bis zu Ende Februar muss ich haben, denn ich bin gegenwärtig ziemlich überhäuft.

Nun ein wesentlicher Punkt. Mir scheint, es wäre wirksamer, wenn das Volkslied selbst aufträte, einfach gekleidet, epheubekränzt, ein hübsches Mädchen oder eine junge Frau. Es kommt, seinen Sänger zu krönen und beginnt: ich bin das Volkslied .... (natürlich hübscher gesagt). So erhalten wir ein kurzes Monodrama statt eines zweiten Vortrages in Frack und Glacéhandschuhen. Ich appelliere an Ihr dichterisches Gefühl: so ist es besser. Oder nicht? Glauben Sie aber, dass sich unter Ihrem weiblichen Personal eine geeignete und beherzte Persönlichkeit finden liesse? Wenn Sie mir in einer umgehenden Zeile diese Gewissheit geben können, gehe ich gleich ans Werk.

Stets aufrichtig ergeben

Ihr Conrad Ferdinand Meyer.

Am 22. Februar folgte dann der im Besitz von L. Steiner befindliche Entwurf, dessen strophisch gebundene Teile so gut wie unverändert geblieben sind. Nur die Blankverse des rhetorischen Teils sind später bedeutend vermehrt worden. Wir lassen das Gedicht folgen, wie es in der heute so gut wie unbekannten biographischen Skizze: Ignaz Heim von E. Schönenberger (1881) abgedruckt worden ist.

Das Lied tritt auf

Seid Alle mir gegrüsst, ihr Tausende,
Die ihr gekommen seid, ein Totenfest
Zu feiern in der weiten Halle hier
Für euern Liebling — meinen Liebling auch!
Nicht undankbar ist eines Volks Gemüt,
Nur dass es oft vertagt das laute Wort
Des Dankes, der in allen Herzen glimmt,
Bis eines Tags es heisst: „Man trug ihn weg!“
Ihr seid die Sängerchöre dieses Landes —
Doch wer bin ich? Wer lud mich ein zu euch,
Dass so beherzt mit euch ich reden mag?

Ich bin das Lied und fahre hoch und hell
Durch alles Land, der Lenz ist mein Gesell.
Ich bin der Lerchentriller tief im Blau'n.
Ich bin der Glockenschlag im Abendgrau'n.
Ich wand're mit dem Heerdgeläut vorbei
Langsam. Ich bin das Echo der Schalmei.
Ich bin das Klingen, das die Nacht durchzieht,
Die Seele der Natur, ich bin das Lied!

Mir angeboren ist der Freude Laut,
Auch dunkle Sehnsucht ist mir wohl vertraut,
Und bin ich schweren Mutes, bin ich bang,
Ist's wieder nur des Lebens Überdrang.
Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind,
In meinen Haaren spielt der Bergeswind;
Mein unbedacht und voll empfindend Herz
Erträgt die höchste Lust, den tiefsten Schmerz.

Doch bin ich nicht der Laut der Seele nur,
Und nicht allein die Sprache der Natur,
Ich bin der Ton, der Beide sie verbindet,
In Alm und Firn das Vaterland empfindet;
Ich bin das Heimweh — das die Heimat misst,
Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;
Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Feldgeschrei!

Ich bin das Lied und will das Fest begeh'n!
Nun rufet an den Toten, Feiernde!
Dass er in uns're Mitte kommen mag!

Sich ohne Überraschung an die Büste wendend

Da ist er ja und waltet unter uns
In Lebenstreue, kraft des Bildners Kunst.
Das ist die heit're, schöpferische Stirn,
Die Züge sind's, die unvergesslichen,
Die herzensguten. — Auch die Geisterblässe
Des Abbilds bringt mir in Erinnerung
Die bleichen Wangen seiner letzten Tage,
Als er, von treu'ster Hand gestützt, die Stufen
Zur Gruft ungern, doch lächelnd niederstieg.

In wachsender Erregung

Was seh' ich? Dieses Angesicht erwärmt sich!
Stürzt eine Welle Blutes durch die Adern
Zur hohen Stirn empor? Er blickt! Er atmet!
Schaut! Ein Lebendiger löst sich aus dem Stein!

Der Blick verlässt die Büste und richtet sich gegen den Dirigentenplatz
Vision

Versammelt sieht er seiner Sänger Heer,
Er mustert sie mit sieggewohnter Ruhe,
Ergreift den Feldherrnstab, entfesselt kühn
Der Töne wogenden Streit und bändigt ihn.
Ich sehe seine mächt'gen Haare wallen
Im Sturme göttlicher Begeisterung,
Und seine Weisen sind's, die wohlbekannten —

Gewalt'ger noch erbraust und wächst der Kampf
Und süsser noch erklingt der Friedensschluss,
Als hätt' indess er einer andern Welt

Musik belauscht und donnernden Chorgesang.
Er selbst, er ist der Alte noch, er zürnt —
Rebellisch hat ein Ton sich aufgelehnt,
Er wirft den Stab entrüstet weg und hebt
Ihn wieder auf, sich rasch begütigend.

Mein Auge träumt, der teure Meister schied,
Ein toter Kämpfer ohne Leidenschaft
Blickt aus dem weissen Bilde geisterhaft.

Zum Publikum den Lorbeer erhebend

Zwei grüne Kränze trag ich in der Hand.
Den einen hier, den stolzen Lorbeerkranz;
Ihn sandten von der Trift des Helikon,
Die südlich warmer Himmel überblaut,
Die heiligen Musen, die unsterblichen.

Den Eichenkranz erhebend

Der andere Kranz ist frisches Eichenlaub.
Den brach und flocht ich selbst in einem Wald
Unfern von hier, auf schwäbischem Boden oder
Auf Schweizergrund, das kümmerte mich nicht.[1])
Der Eichenkranz seit altersgrauer Zeit
Belohnt die Tugend und den Opfersinn.
Ihn schenkt des ganzen Volkes Liebe nur
Den Guten. Unverletzlich, wer ihn trägt.

Beide erhebend

Nun Freund, mit welchem kränz' ich dir das Haupt?
Du schüttelst es — unmerklich — weigerst dich
Der beiden Kränze, du Bescheidener?
Ich aber weihe beide Kränze dir.
Zu Füssen leg' ich dir den Lorbeerkranz
Für dein Vineta, klingend aus dem Meer.
In jener Mitternacht, da du vernahmst
Den flutentstiegenen, dumpfen Orgelklang,
Lehnt ich an deine Schulter schwesterlich.
Ich sang dir leise vor, wie Glockenspiel,
Und meine Wimper schattete sich ab
Auf deinem ampelhellen Notenblatt.

Den Eichenkranz erhebend

Feldherr der Töne, Führer im Gesang,
Der oft mit dieser Schaar den Sieg errang,
Des Volkes Bildner ohne Rast und Ruh
Und ein so herzlicher Gesell dazu,

---

[1]) Hier folgten im ersten Entwurf die Verse:

Das liebt sich ja, das ist sich ja verwandt
Wie Scheffels Hildebrand und Hadubrand.

Der Dichter hatte wohl für einen Augenblick vergessen. dass er für eine Totenfeier schrieb, zu der diese komische Stelle nicht passte. Als man ihn darauf aufmerksam machte, strich er sie, erheitert von dem kleinen Missgriff.

Noch eben unser, jetzt des Todes Raub,
Ich kränze dich mit schlichtem Eichenlaub!
Du kindliches Gemüt, ich kränze dich
Mit deines Volkes Liebe priesterlich!

Glücksel'ger, freue dich, du trägst den Kranz
Um deine Schläfen unverwelklicher
Und länger noch, als manches Herrscherhaupt!
Denn du beherrschest Herzen, von Geschlecht
Schwebst zu Geschlechte du, von Mund zu Mund —
In unsern Seelen lebt die deine fort.

Zu den Sängern gewendet

Das ist an euch des Liedes Abschiedswort.
Der Meister lebt in euern Seelen fort, —
Beharrt in meinem Dienst! Ich sänftige
Der Pulse raschen Schlag. Besingt den Becher,
Den Kuss, besingt das teure Vaterland —
Es ist das allerschönste Land der Welt!
Doch Höh'res gibt es noch, das wisset ihr:
Der Menschheit Wanderschritt und Heereszug,
Nach ihren fernen, aber guten Zielen!
Daran hat unser edler Freund geglaubt,
Daran in hellen Stunden sich gefreut,
Daran getröstet sich in dunkeln Stunden.
Im Lebenskampf vor seinem Blicke schweben
Sah er den Kranz verklärter Menschlichkeit.
Dem ringet nach, wie er! Hinan! Empor!

□□□

STAATSVERTRÄGE.

An der Spitze des zweiten Heftes des II. Jahrgangs von „Wissen und Leben" steht ein Artikel über „Staatsverträge" aus der Feder des Herrn Dr. Albert Baur. Der Verfasser weist auf die jüngsten Vorgänge in der Balkanpolitik hin, die ihm ein Beweis für die Hinfälligkeit der Staatsverträge, wenigstens der politischen, sind. Und er zieht daraus die Folgerung, dass nichts für die Schweiz verhängnisvoller sein könnte, als ein zu grosses Vertrauen auf die papierenen Garantien unserer Neutralität; nur die Achtung, die eines Staates Waffen andern Mächten abnötigen, sei dessen Sicherheit.

Der Behauptung von der Hinfälligkeit der Verträge kann ich mit einigen Vorbehalten zustimmen und das Postulat höchster